

die bescheidenen Bahnhofsanlagen und anderweitigen Oberbauarbeiten nahmen den für die Länge der Bahnlinie ganz bescheidenen Betrag von 16,450.000 fl. C. M. in Anspruch.

Auch einem anderen glücklichen Banquier, Georg Sina, der bei allen seinen Unternehmungen von besonderem Glücke begünstigt war, wurde am 2. Jänner 1838 eine Concession zum Bau einer Eisenbahn von Wien nach Bruck a. d. M., Raab, Preßburg nach Wiener-Neustadt—Gloggnitz, Neustadt—Nedenburg, nebst Seitenbahnen nach Neudörfel, Brennberg verliehen. Einer zweiten Actiengesellschaft wurde diese Concession — um den Selbstkostenpreis -- verkauft. Am 20. Juli 1841 wurde die Linie Wien—Wiener-Neustadt eröffnet und das Bahnhofsgebäude der Hauptstation Wien erbaut. Dieses damalige erste Aufnahmsgebäude der Wien—Gloggnitzer Eisenbahn bestand aus einem schmucklosen stockhohen Gebäude mit einer im ersten Stocke gelegenen Einsteigehalle mit vier Geleisen. Die wenigen anderen Räume enthielten zu ebener Erde ein Vestibule für die Billeten- und Frachtcasse, das Stiegenhaus im ersten Stockwerke die Restaurationslocale, die bei der damaligen Anspruchslosigkeit der Zeit zugleich als Wartelocale benützt wurden.

Als ein Vorläufer der großartig angelegten Hochquellen-Wasserleitung ist hier noch die Kaiser Ferdinands-Wasserleitung zu erwähnen. Das hiezu nöthige Capital, welches über 1 Million Gulden C. M. betrug, wurde durch Beiträge, Sammlungen in der Stadt und den Vorstädten aufgebracht. Das Wasser wurde aus der Donau filtrirt und bis zum Jahre 1843 nur an öffentliche Anstalten in einem Quantum von 100.000 Eimer täglich abgegeben. Doch bald war der Baufonds erschöpft und wurde auch an Private Wasser abgegeben. Doch war die Bevölkerung im steten Anwachsen, was eine stets steigende Vergrößerung der Werke veranlaßte, so daß die Leistungsfähigkeit bis 200.000 Eimer im Jahre 1862 erhöht wurde. Die Baukosten erreichten von 1835 bis 1862 den Betrag von 2 Millionen Gulden.

Die Bureaufratifirung des gesammten Bauwesens von Staatswegen ist das charakteristische Kennzeichen jener Epoche. Die freie Concurrrenz der Künstler, der Wettlauf des Talentes waren jener Zeit unbekannt. Pläne wurden im Hofbaurath ausgeführt; für Privatarchitekten gab es nur bescheidene Privatbauten. Doch auch aus dieser geistigen und künstlerischen Lethargie gab es ein Erwachen; München, Berlin betraten neue Bahnen, wieder gab es eine Renaissance der Kunst, es begann eine Zeit des Neubaus der Städte, der Stadterweiterungen.

II.

Die Bewegung in der Städtegeschichte zur Verschönerung, Erweiterung der Städte ist von München ausgegangen. Es war ein Weihopfer der Kunst, welches ein hochgebildeter König — aus eigenen Mitteln — seiner Hauptstadt darbrachte. Schon sammelt er als Kronprinz während seines langen Aufenthaltes in Griechenland, Italien Kunstschatze des Alterthums, um sie später in griechischen Bauten seinen Landeskindern als belebenden und bildenden Anschauungsunterricht vorzuführen. Schätze der Malerei wurden mit großen Geldopfern zusammengetragen und ein neues System von Galerien begründet, welches allwärts Nachahmung fand und Mitveranlassung war, daß die Münchener

Malerschule die bahnbrechendste und bedeutendste der deutschen Zunge geworden ist. König Ludwig I. von Bayern war auch in der That der erste deutsche wirklich gelehrte Regent, der sich unvergängliche Verdienste um die Kunst in Deutschland erworben. Er war es, der der Kunst in seiner Hauptstadt einen geistigen, elementaren Mittelpunkt schuf, der mit seinen griechischen und Renaissancebauten, einer Glyptothek, einer Pinakothek mit ihren vollendeten Kunstwerken seinem Volke ein Geschenk gegeben hat, wie wenig ähnliche in der Geschichte der Völker zu finden sind. Wie befruchtend, Talente entwickelnd ein hoher Fürstengeist wirken kann, besagen wohl die größten Künstler jener Zeit, wie: Klenze, Cornelius, Hess, Schwanthaler, Gärtner.

Auch in Berlin, der rasch aus kleinen Anfängen emporstrebenden Königsstadt an der Spree, war es weniger eine Erweiterung der Stadt, die zahlreiche Bauten veranlaßte, als der Wille des Königs, seine Hauptstadt gleich München zu schmücken. Die Stadt dehnte sich in Folge der anwachsenden Bevölkerung wohl nach allen Windrichtungen in die Länge, doch die Monumentalbauten, Werke eines Schlüter, Schinkel, Klenze, die auch in Berlin eine Renaissance der classischen Kunst zur Blüthe brachten, befanden sich im Centrum der Stadt, wo, von kleineren Demolirungen abgesehen, hinreichend Raum vorhanden war, dieselben in stylvoller Entwicklung zu erbauen. Durch das frühe Einbeziehen der Vororte in das Stadtgebiet, das beliebte System einer offenen Stadt durch eine Regierung, die mit der Stadtverwaltung stets Hand in Hand ging, um aus der bescheidenen Hauptstadt eine Weltstadt und später das Centrum des Deutschen Reiches zu schaffen, wurde bewirkt, daß das alte Wien durch unsere fortwährenden politischen Wandlungen, dem Wechsel seiner Regierungen und durch den Jammer unserer nationalen und volkswirthschaftlichen Zustände von Berlin schon lange überflügelt wurde.

Der Nefse des großen Corjen, der in Politik, Staats- und Kriegskunst die große Leuchte seiner Zeit war, starb einsam und verlassen im Exil. Aus dem mächtigen Kaiser, dessen Loblied allerwärts gesungen wurde, vor dem Diplomatie und Presse anbetend im Staube lagen — wurde ein Abenteurer, der, jeder höheren Regung bar, nur sein Interesse verfolgte.

Wie ungerecht dieses Urtheil war, wird Jeder, der Gelegenheit hatte, Frankreich, diesen sich stets verjüngenden Phönix der Völker, näher kennen zu lernen, wohl begreifen. Im Unglücke einer großen Persönlichkeit vergißt die undankbare Welt stets, was er Gutes gethan, und allen Anderen voraus das Vaterland und auch die Weltstadt Paris!

Nehmen wir einen Stadtplan von Paris vom Jahre 1840 zur Hand und vergleichen wir denselben mit dem der Pariser Weltausstellung von 1867. Was ist unter Hansmann's Leitung aus den alten, schmutzigen Stadttheilen im Herzen der Stadt geworden? Sie sind unter Napoleon's leitender Hand gefallen, Licht und Luft, die den elenden Baraken und Straßenzügen im Herzen der Stadt vollkommen fehlten, wurden gründlich beschafft, ganze Stadtviertel fielen — es war eine eigentliche Stadterweiterung im vollsten Sinne des Wortes, denn an Stelle ungesunder und baufälliger Stadtviertel wurden neue mit glänzenden Boulevards und Straßenzügen erbaut. Ueberall entstand blühendes Leben, denn

verständnißvoll war man bemüht, neben den Bau auch auf die stets fortschreitenden Verkehrsverhältnisse befruchtend einzuwirken. Was auf dem Gebiete der Industrie, des Handels geschaffen wurde, ist schon längst vergessen, und die von Napoleon zuerst angeregte Frage der allgemeinen Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes ist für ihn zu wenig Dank geworden; daß er der Erste war, der in Frankreich durch den Staat Arbeiterhäuser errichten ließ, an eine gleichmäßige Vertheilung der Miethzinsse dachte, sein stetes Augenmerk auf das Wohl, die moralische und sanitäre Hebung der mittleren Classen der Bevölkerung gerichtet hatte, hat man diesem Stadterweiterer von Paris, der diese Stadt auf die höchste Stufe der Stadtentwicklung gebracht — dem Abenteuerer und Usurpator längst vergessen — nicht erwägend, daß im Laufe der Weltgeschichte oft auch Usurpatoren und Tyrannen das Volkswohl, das Aufblühen eines Staates, die Machtstellung des beherrschten Landes mehr am Herzen getragen haben als angestammte Fürstenhäuser.

Spät, aber doch folgte Wien all diesen Bestrebungen, sich zu erweitern und zu verschönern. Die Verhältnisse waren hier ganz andere wie bei vorgenannten Städten, und die Aufgabe, deren Lösung gegeben, war eine um Vieles schwierigere. Die Zeit brach mit dem System der befestigten Städte, und man ersah nach den traurigen Erfahrungen der letzten Belagerung durch die Franzosen, daß die bloße Befestigung der sogenannten inneren Stadt nur wenig Vortheil brachte. Die alten, gewundenen Straßen, die wenigen bescheidenen Plätze hemmten den stets steigenden Verkehr nicht geringer, und die immer nothwendiger werdende rasche Communication mit den Vorstädten war ein Hohn auf das ABC des Verkehrs. Doch was die Hauptaufgabe war, die innere Stadt, die stets den Kernpunkt der gesammten geistigen und industriellen Thätigkeit der Gesammtstadt mit ihren 36 Vorstädten war, mußte erweitert, vergrößert werden, es fehlte an Wohnungen, Magazinen und Läden für den sich entwickelnden Handel, es fehlte an bequemen, gesunden und billigen Wohnungen für die mittleren Stände, und nirgends waren die Verhältnisse zwischen Miether und Vermiether so peinlich und unhaltbar wie in Wien geworden.

Denn das Gefühl der Seßhaftigkeit ist im Laufe der Jahre dem Wiener gänzlich abhanden gekommen. Kein Bewohner der Vorstädte fühlt sich von einem Quartale zum anderen sicher auf seinem Grunde, in seiner Straße, in seinen Mauern. Ebenso wenig weiß der Bewohner der inneren Stadt zu sagen, in welcher Entfernung und in welcher bisher ihm unbekanntem Gegend der weitgestreckten Hauptstadt er im nächsten Halbjahre seine müden Glieder zur Ruhe bringen werde. Von einer Wehnung kann kaum mehr eine Rede sein, höchstens von einem zeitweiligen Obdach, von steinernen Zelten, welche beständig ihre Besitzer wechseln. Niemand kann sich eines zu Hause rühmen oder erfreuen, Niemand kann es wagen, mit Vorbedacht auf künftige Familienereignisse seine Behausung zu wählen oder einzurichten. So geht ein Zug der Unruhe und Beängstigung durch die ganze Bewohnerschaft Wiens; ein flüchtiges Nomadenleben tritt an Stelle einer ruhigen, angefessenen bürgerlichen Existenz, und die Metropole Oesterreichs beherbergt in ihren Mauern eine ewig wandernde, sich stets gewaltsam drängende und stoßende

Bevölkerung, welche voll Mißmuth über die Unsicherheit ihres häuslichen Lebens und über die hohen Preise ihrer zeitlichen Obdache immer mehr das Gefühl der Anhänglichkeit an den heimatischen Boden, die Theilnahme für die gemeinsamen localen und öffentlichen Interessen verlieren und den gesunden Sinn für Ordnung und Ruhe einbüßen muß. Diese traurige Erscheinung einer fortwährend mobilisirten Bevölkerung fordert nicht nur in Wien, sondern auch in anderen Städten der Monarchie dringende Abhilfe. Weil eben auch die Miether in ihren Wohnungen nicht heimisch werden können, bald in diese, bald in jene geworfen werden, so müssen sie sich darauf gefaßt machen und sind es, daß sie ihre Möbel oder sonstigen Einrichtungsstücke bei jedem Wechsel verändern. Sie werden dadurch genöthigt, auf wohlfeilen Hausrath Bedacht zu nehmen, den sie morgen mit derselben Gleichgiltigkeit verkaufen oder verauctioniren, mit welcher sie denselben heute anschaffen, oder sehen sich gezwungen, durch äußere Eleganz ihrer häuslichen Einrichtung deren innere Werthlosigkeit zu verdecken. Eine Pietät für alte, solide Erbstücke ist unmöglich. Unendlich viele Miether wären wohl geneigt, ihre Wohnung zu schmücken, welche für sie paßt, allein für eine Wohnung, der man kaum ein Jahr oder ein Halbjahr sicher ist, kann oder will man sich auch nicht viel bewegliches Eigenthum anschaffen, das einen wirklichen Werth hat. Sagt doch ein altes Sprichwort: Dreimal ausziehen ist so schlimm wie einmal abgebrannt.

Zwischen den Gesamteinkünften einer Familie und den Ausgaben für die physische Erhaltung besteht ein inniger Zusammenhang, der die Regelmäßigkeit eines socialen Gesetzes hat, welches lautet: Je geringer die Einkünfte, ein verhältnißmäßig desto größerer Theil muß davon für die physischen Lebensbedürfnisse verwendet werden. Für eine normale, keineswegs luxuriöse Ernährung einer Durchschnittsfamilie werden 71 bis 58 Percent des Gesamteinkommens in Anspruch genommen, und man kann wohl fragen, was bleibt noch zur Bedeckung der übrigen Bedürfnisse übrig? Die Familien werden durch die steigende Wohnungsausgabe auf eine tiefere Lebensnorm herabgedrückt, sie müssen an Kleidern, an Erziehungsausgaben, Gesundheitspflege, leiblicher und geistiger Entwicklung sparen, was sie nothgedrungen mehr für das Obdach aufzuwenden gezwungen sind.

Haben die Stadterweiterungen unsere dringendste gesellschaftliche Lebensfrage, die Wohnungsnoth gelöst?

Dr. Stolp hat im Berliner städtischen Jahrbuche für Volkswirtschaft und Statistik 1870 die markantesten Punkte in dieser Frage gekennzeichnet, die wir hier mit Rücksicht auf unsere Verhältnisse mit geringen Modificationen mittheilen.

Es zeigt sich u n u n t e r b r o c h e n ein Wohnungsmangel. Beständig ist der Mangel an Wohnungen, die den individuellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen und Kräften der verschiedenen Wohnungsinhaber und ihrer Familie entsprechen.

Die bauliche Einrichtung der Wohnungen genügt im Großen und Ganzen in gesundheitlicher, behaglicher und räumlicher Beziehung oft selbst den bescheidensten Anforderungen nicht.

Die Wohnungsinhaber können durch die Willkür Fremder aus ihren Wohnungen beliebig entfernt werden und erleiden dadurch oft in

ihren Erwerbs-, wirthschaftlichen, verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen die tiefsten Schädigungen.

Die Ungewißheit des Verbleibens in der Wohnung läßt nicht nur ein wahres Interesse an der behaglichen Einrichtung derselben gar nicht aufkommen, sondern führt auch eine Ungewißheit und ein Schwanken in allen übrigen, mit den Wohnungsverhältnissen meist eng verbundenen sonstigen persönlichen Unternehmungen und Beziehungen herbei.

Die Wohnungs-Inhaber sind der Willkür und Laune der Hausherren und den Kergereien der Hausmeister ausgesetzt.

Durch die willkürliche und unberechtigte Steigerung der Miethpreise als auch bei den terminalen Miethsleistungen sind die Miether oft starken Uebervortheilungen und Prellereien unterworfen.

Die festgesetzten und unverhältnißmäßig steigenden und gestiegenen Miethspreise machen für die Masse der Bevölkerung die eigene Behauptung selbst einer nur bescheidenen Wohnung von Stube, Kammer und Küche zur Unmöglichkeit.

Die gezwungene Aufnahme fremder Elemente in räumlich dazu gar nicht eingerichtete und ausreichende Wohnungen durch Aftervermietung und Schlafstellenhaltung wirkt in höchstem Grade störend und zersetzend auf die Heiligkeit, Sittlichkeit und allgemeine Wohlfahrt des Familienlebens.

Das enge Zusammendrängen von Familien und Personen in den bestehenden Miethskasernen gefährdet in hohem Grade die allgemeinen Gesundheitszustände sowohl, wie das friedliche Verhalten der Wohnungszuhaber untereinander.

Die Gesamtbewohnerschaft einer gegenwärtigen Miethskaserne lebt ohne alle wahrhaft freien, sittlichen und menschlichen Beziehungen unter der Zuchtherrschaft eines Hausherrn, erkaltet gegen edleres menschliches Wohlwollen und wechselseitiges hilfreiches Zusammenwirken; nichts als das selbstüchtige Interesse eines zufällig über ihnen stehenden fremden Hausherrn hält sie zusammen, und die Möglichkeit, durch dessen Gunst oder Ungunst Bevorzugungen vor anderen Mitmiethern zu erlangen oder diese sogar aus dem Hause zu verdrängen, weckt und nährt eher niedere als höhere Gesinnungen, eher wechselseitige Feindschaft als Freundschaft für einander.

Aus diesen Sätzen, deren zutreffenden Inhalt kaum Jemand zu bestreiten im Stande sein dürfte, geht unwiderleglich hervor, daß die Wohnungsnoth von derjenigen, die einst bestanden, grundsätzlich verschieden ist; daß wir wohl über mehr Wohnungen verfügen, aber auch, daß durch unsere Stadterweiterung die Wohnungsfrage nicht gelöst wurde.

Ein weiteres Commentar bieten die von Dr. Glatter in seiner „Association“ veröffentlichten Daten über die Volkszählung von 1864, die uns nur eine Verschlimmerung der Wohnungsverhältnisse Wiens gegen 1856 nachweisen und als officielle Daten von besonderem Gewicht sind:

Im Jahre 1856 entfielen 5·2, im Jahre 1864 etwas mehr, nämlich 5·3 Bewohner auf jede einzelne Wohnung im Wiener Gemeindebezirke. 1856 wohnten im Durchschnitte 552 Personen in zehn Häusern, 1864 entfallen schon 56·8 Bewohner auf ein Haus. Die Zahl der Wohnungen ist von 10·5 auf 10·8 gestiegen. Es mag dies als minder bedeutend angesehen werden, allein es tritt eine ernste Thatsache hinzu.

Während die 5·2, respective 5·3 Bewohner, welche auf jede Wohnung entfielen, im Jahre 1856 noch 3·53 Wohnungsbestandtheile zu ihrer Verfügung hatten, sind sie 1864 auf 2·5 Wohnräume reducirt. Im Jahre 1856 kamen noch auf ein Wohngemach im Durchschnitte 1·45 Menschen, im Jahre 1864 dagegen bereits 2·12 Bewohner, Zahlen, welche die fortgesetzte Herabdrückung unserer Lebensform in Bezug auf die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses auch für die Zeit eines so kräftigen Aufschwunges der Bauhätigkeit, einer so animirten Baulust auf das Handgreiflichste illustriren. In welchem Maße sich die Verhältnisse verschlechtert haben, lehrt uns die tägliche Erfahrung.

Hat nun die sogenannte Stadterweiterung unserer Wohnungsnoth wirklich abgeholfen? Nein! Sie hat nicht einen Schritt gethan, um der Wohnungsnoth der mittleren und unteren Classen im Wiener Stadtrayon entgegenzutreten, keine Reformen, keine Unterstützung jener Volksclassen gewährt, die doch als der größte Theil der Steuerträger und Stadterhalter erscheint, jenen armen Tagelöhnern ihrer Zeit, die vom Staate sehr wenig erhalten, ihm jedoch umso mehr leisten. Man malt mit Leichtigkeit exacte Stadtpläne, behängt die Bureauwände mit diesen Phantasieproducten, still vergnügt und Hände reibend im Anblicke derselben versunken — wahrscheinlich einer anderen Thätigkeit entbehrend — und ruft: „Unser Werk!“

Leider unser Werk! Das übertriebene Ausgebot der Baugründe ist es eben, was nach der alten Wohnungsnoth eine neue hervorgerufen. Besitzen wir Familienhäuser? Haben wir Palazzi im italienischen Sinne des Wortes? Entsprechen die Wohnungen der bemittelten Classe allen Ansprüchen des Comforts, im Verhältnisse zu dem horrenden Miethzins, der für dieselben entrichtet wird? — Bei Durchsicht der Wählerlisten wird es uns wohl auffallen, so wenig Staatsbeamte der höheren Diätenclassen innerhalb des Stadtrayons verzeichnet zu finden. Dieselben wählen oder wohnen wenigstens schön draußen in den Vororten, in den Dörfern Währing, Hernals u. s. w. Wäre es kein wohlthätiger Wucher gewesen, an diversen Punkten der Stadterweiterungsgründe Beamtenhäuser zu errichten und sie dem Einkommen dieser Staatsdiener entsprechend an dieselben zu vermietthen, statt selbe von der Stätte ihrer Amtssphäre in ferne Vororte zu weisen? Verdient der Staatsbeamte geringere Würdigung und Förderung durch den Staat als der edelste Stand des Militarismus, der Officier, den der Staat beherbergt oder ihm ein den Verhältnissen entsprechendes Quartiergeld anweist? Keine Absichten, das Gemeinwohl zu fördern, keinen Wunsch, mit dem angesammelten öffentlichen wienerischen Capital etwas für das Wohl der Stadt Wien zu thun, hat die ganze Thätigkeit der Stadterweiterung erwiesen. Durch schön gezeichnete und bemalte Stadtpläne organisirt man eben nicht die Wohnungen und vitalen Verkehrsverhältnisse einer Residenz, und auch durch die schönst illustrirten Lohhudeleien in Schmutz und Verrohung arbeitender Sudelblätter, durch Berichtigungen wird man kaum den Leserkreis dieses Intelligenzblattes — noch weniger wird man die Meinung der Vernünftigen, die sich überhaupt erlauben, noch selbst zu denken — beeinflussen können. Loyalität ist eine schöne Tugend und liegt im ethischen Bewußtsein des Menschen; doch dieses Wort hier in's Treffen zu führen, wo höchstens von der Souveränität und Autonomie

einer Gemeinde, wo von dem Ideale des Staates, dem Volkswohle, die Rede sein kann, finden wir daselbe ganz irrig angewendet.

Dieses übertriebene Ausbieten der Baugründe hat Wien selbst wenig genützt. Es wurde wohl viel gebaut — doch zu Gunsten der Vororte. Wir haben Dörfer in der Umgebung Wiens mit 60.000, 40.000, 10.000 Einwohnern. Dies sind die Emigranten in Folge des Baugrund- und Miethzinswuchers. Diese Vergrößerung geschah nur auf Kosten der Stadt Wien.

Die Wahrheit dieser Thatsachen spricht aus der Baustatistik des Quinquenniums 1859—1864, die vom verdienstvollen Inaugurator der Wiener Stadterweiterung, Ministerialrath Vöhr, ohne weitere Bemerkung veröffentlicht wurde.

	1859	1860	1861	1862	1863	1864
Neubauten in Wien	79	160	213	158	168	—
„ „ Währing . .	231	252	290	319	358	363
„ „ Ottakring . .	392	409	429	454	478	485
„ „ Hernals . . .	377	412	454	483	542	563

Man ersieht daraus, daß die Baukunst der sich erweiternden Dörfer die der Wiener Stadterweiterung bedeutend übertraf.

Wenn auch etwas entfernter vom Centrum der Stadt, wohnte man billig und litt nicht unter dem Zwange des Thorzolles, der die Lebensmittel nur grundlos erhöht; Zinssteigerungen sind seltener, und wenn auch in allen diesen Gebäuden der Bauspeculation der Miethkasernenstyl nur immer wieder zum Vorschein kam, so waren doch die angeführten Vortheile hinreichend, um einen großen Theil der anwachsenden Bevölkerung, ja selbst von Wienern, von Wien ab, den Vororten zuzuführen.

Der zu früh dahingegangene Architect Ferstel hat sich um die Anlage des Vereines zur Anlage von Familienhäusern (Cottagevereines) hohe Verdienste erworben. Es ist wohl nichts Neues, doch auch das Hergebrachte einzuführen, besonders in einer Stadt, wo man Allem mit der größten Theilnahmslosigkeit begegnet, ist eines ganzen Mannes werth. Wer so die stadterweiterten Straßen Wiens betrachtet, wird diesen Typus des Häuserbaues, des Wohnhauses, das nur den Wohnzwecken einer Familie dient und alle Vermietungszwecke ausschließt, mit Trauer entbehren. Freilich und unzweifelhaft haben wir durch die Schule des glänzenden Talents unseres Hansen eine ganze Revolution im Miethkasernenbau erfahren. Welch künstlerische Entwicklung in unserer einvierteljahrhundertlangen Bauperiode, welcher Fortschritt von den ersten Bauprodukten der Stadterweiterung, der Gruppe Degelt am Schottenring und der Kärntnerstraße und Ringgruppe mitangesehen! Von dem mit zahlreichen Fenstern gefertigten formlosen „Kästen“ bis zum harmonischen Gefüge des Heinrichshofes! Wir haben jetzt palastartige Häuserfassaden, Mieththürme in Eisenconstruction, angeklebte Fabriksornamente, barocke Renaissance, viel äußeren Schein, alle Preise und Arbeit erdrückende Bauspeculation — und eine trauernde Muse der Kunst. Schon verhallt sind die Worte des letzten Ferstel'schen Briefes an Hansen: „Vor allen anderen blieb Dein Beispiel maßgebend. In einer Reihe zur rechten Zeit geschaffener Werke, der protestantischen